

Götz Lechner: Ist die Erlebnisgesellschaft in Chemnitz angekommen? Von feinen Unterschieden zwischen Ost und West, Leske + Budrich, Op-laden 2003, 323 S.

Auch die Erlebnisgesellschaft ist mittlerweile in die Jahre gekommen. Fast zwanzig ist es her, daß Gerhard Schulze seine Untersuchung in Nürnberg durchgeführt hat, deren Ergebnisse dann 1992 unter dem Buchtitel „Die Erlebnisgesellschaft“ zu einem modernen soziologischen Klassiker geworden sind, der schon seine 8. Auflage erlebt hat. In dieser Studie hat Gerhard Schulze die These entwickelt, daß die Zunahme des wirtschaftlichen Wohlstandes und die normative Entgrenzung des Handelns in gegenwärtigen Gesellschaften zu einer grundsätzlichen Umstellung des Modus der Vergesellschaftung und des sozialen Handelns geführt haben. Nicht mehr das Akkumulieren knapper Güter, die Orientierung an damit verbundenen hierarchischen Ordnungen und äußere Zwänge bestimmen laut Schulze das Leben in modernen Gesellschaften, sondern die zunehmende Erlebnisorientierung der Menschen. Damit ist gemeint, daß die einzelnen Handlungen von Personen immer weniger vom Erreichen objektiver, außenorientierter Ziele geleitet sind, sondern immer häufiger an der Erreichung von subjektiv interessanten und aufregenden Erlebnissen geprägt sind. Ganz nach dem Motto „Erlebe Dein Leben“ kaufen wir Autos heute nicht mehr, weil sie sicher sind und bestimmte Zwecke erfüllen, sondern weil man mit ihnen etwas erleben kann. Anders als Ulrich Beck mit seiner Individualisierungstheorie geht Schulze freilich nicht davon aus, daß diese Freisetzung der Individuen aus

vorgängigen Strukturen einen Zwang zur Freiheit ausübt und alle Formen der Vergemeinschaftung zunehmend prekär werden läßt. Die Erlebnissuche der Menschen kann sich an relativ gut institutionalisierten, sogenannten alltagsästhetischen Schemata orientieren, die das Chaos der Erlebnisangebote übersichtlich werden lassen und eine relativ klare Zuordnung von kulturellen Zeichen zu ihren jeweiligen Bedeutungen erlauben. Schulze geht davon aus, daß diese Schemata in Prozessen kollektiver und individueller Deutung durch Erlebnisanbieter und Nachfrager entstanden sind und sich in den vergangenen Jahrzehnten ausdifferenziert und institutionalisiert haben. Dabei unterscheidet er das Hochkulturschema (Klassische Musik, Besuch von Museen, klassische und moderne Literatur, Lesen von überregionalen Tageszeitungen), das Trivialschema (Volkstümliche Musik und Schlager, Heimatfilme und -romane, Lesen von Anzeigenblättern) und das seit den sechziger Jahren neuentstandene Spannungsschema (Pop- und Rockmusik, Actionfilme und Science Fiction, Disko). Diese Schemata sind zudem in verschiedenen Bevölkerungsgruppen unterschiedlich beliebt, wobei Schulze vor allem auf die Unterschiede von Alter und Bildung fokussiert: während das Trivialschema vor allem bei älteren und weniger gebildeten Personen bevorzugt wird, ist das Spannungsschema die Domäne von jüngeren Leuten ungeachtet ihrer Bildung. Das Hochkulturschema ist vor allem bei den höher gebildeten Personen verbreitet. Schulze geht zudem davon aus, daß auch die Auswahl von Interaktionspartnern, also z. B. von Freunden und Lebenspartnern, zunehmend durch die Erlebnisorientierung der Menschen gesteuert wird. Dies

führt dazu, daß Individuen häufiger mit anderen Personen kommunizieren und interagieren, die ihre alltagsästhetischen Vorlieben teilen und damit auch typischerweise in einer ähnlichen Altersgruppe sind und ihr Bildungsniveau teilen. Damit kommt es durch die individuelle Wahl von Interaktionspartnern zur Bildung von sozialen Milieus, also Gruppen von Personen, die ähnliche Lebensstile und Lebenssituationen aufweisen und zudem untereinander kommunikativ relativ stark vernetzt sind. Schulze unterscheidet fünf Milieus, die jeweils durch eine spezifische Kombination von Alter, Bildung und Lebensstil gekennzeichnet sind. Die Freisetzung aus hierarchischen Verhältnissen führt also nicht zur Individualisierung, sondern zur Neubildung von sozialen Milieus auf der Basis von individuellen Interaktionen.

Schon kurz nach dem Erscheinen der „Erlebnisgesellschaft“ wurde vermutet, daß diese Zeitdiagnose durch die krisenhafte ökonomische Entwicklung der neunziger Jahre und vor allem angesichts der wirtschaftlichen Probleme in den neuen Bundesländern obsolet sei. In seiner Studie „Ist die Erlebnisgesellschaft in Chemnitz angekommen?“ versucht der Chemnitzer Soziologie Götz *Lechner* den Gegenbeweis zu dieser Argumentation zu führen und die Übertragbarkeit von Schulzes Konzept auf die Gesellschaft in den neuen Bundesländern zu plausibilisieren. Dabei geht er in seinem Buch in drei Schritten vor: nach einer differenzierten, stark zitastiligen Rekonstruktion der Argumentation von Schulze und einer eher phänomenologischen Beschreibung der Wandlung des Raums der Möglichkeiten mit der Wende kommt er zur eigentlichen Darstellung seiner empirischen Studie, die

Frühjahr 1996 in Chemnitz durchgeführt wurde. Im Gegensatz zu Gerhard Schulze hat *Lechner* dabei versucht, die standardisierte Erhebung von quantifizierbaren Daten durch qualitative Leitfadengespräche mit ausgewählten Personen zu ergänzen.

Im theoretisch und empirisch zentralen vierten Kapitel seines Buches überprüft *Lechner* systematisch, ob sich die Konzepte von Schulze auf Chemnitz übertragen lassen. Dabei kommt er insgesamt zu dem keineswegs selbstverständlichen Resultat, daß die meisten von ihnen sich mit geringen Änderungen auch auf die Chemnitzer Bevölkerung anwenden lassen. Dies beginnt mit den alltagsästhetischen Schemata, deren Struktur er auf der Basis von statistischen Analysen mit wenigen Abweichungen in seinen Umfragedaten replizieren kann. Auch die Kombination der drei Schemata zu milieuspezifischen Lebensstilen läßt nahezu keine Differenzen zwischen Nürnberg und Chemnitz erkennen. Ein relativ großer Unterschied tritt dann allerdings bei den strukturellen Determinanten der Lebensstile, also Alter und Bildung, auf. Zwar zeigt sich hinsichtlich des Alters eine sehr ähnliche Strukturierung der Lebensstile in Chemnitz wie in Nürnberg, doch gilt dies in sehr viel geringerem Maße für die Bildung. Diese trägt im Unterschied zur Nürnberger Studie von Schulze in deutlich kleinerem Maße als das Alter zur Strukturierung der Lebensstile bei. Diesen Befund kann *Lechner* in seiner Studie zudem noch stärker präzisieren. Es zeigt sich, daß überproportional viele Personen in seiner Chemnitzer Stichprobe einen Lebensstil pflegen, für den sie laut theoretischem Modell „zu gut“ gebildet sind. Dies gilt in besonderem Maße für die

älteren Personengruppen. Hinsichtlich einer sozialhistorischen Erklärung dieses Befundes kann *Lechner* vorerst nur plausible Spekulationen anbieten. So verweist er einerseits auf die geringere Klassenstrukturierung der Gesellschaft der DDR im Vergleich zur Bundesrepublik, die in weniger starkem Maße distinktive Lebensstile produziert habe und andererseits auf die Tatsache, daß ein hoher Teil der Dienstklasse in den ersten Jahrzehnten der DDR aus dem Arbeiter- und Bauernmilieu rekrutiert wurde, die dann offenbar ihre Herkunftslbensstile beibehalten haben. An dieser Stelle wäre eine stärkere Verneinung der Sozialstrukturanalyse mit der sozial- und kulturhistorischen Forschung sehr zu begrüßen, um diese Spekulationen empirisch zu prüfen.

Nachdem *Lechner* zeigen konnte, daß zentrale Elemente der Grundstruktur von Schulzes Konzeption der Erlebnismilieus sich auf die Chemnitzer Bevölkerung übertragen lassen, geht er im nächsten Schritt dazu über, diese fünf sozialen Milieus auf der Basis seiner Umfragedaten näher zu charakterisieren. Ähnlich wie schon im Hinblick auf die Bildung zeigen sich auch in Bezug auf andere strukturelle Merkmale geringe Unterschiede zwischen den sozialen Milieus, die Alltagskultur hat offensichtlich wenig mit der Ressourcenausstattung der Menschen zu tun. *Lechner* zeigt nun im Verlauf dieses Kapitels für eine ganze Reihe unterschiedlicher Merkmale die Unterschiede zwischen den Milieus auf: angefangen beim Wohnen, der Freizeit zu Hause, den Lesegehnheiten, den Konsumpräferenzen, dem Reiseverhalten, der Freizeit außer Haus, bis hin zu den körperlichen und psychischen Dispositionen der Befragten. Dies gibt dem interessierten Leser einen sehr de-

taillierten deskriptiven Eindruck von den unterschiedlichen Milieus. Allerdings erscheint angesichts des Umfangs dieses Kapitels das Vorgehen etwas zweifelhaft. An manchen Stellen würde der Leser gerne wissen, wovon denn nun spezifische Verhaltensweisen genau abhängen. So wird z. B. das jeweilige Reiseverhalten von Personen offensichtlich nicht nur von milieuspezifischen Präferenzen abhängen, sondern von ihrer Ressourcenausstattung und von eventuellen Restriktionen für die Auswahl von Reisezielen, sei dies nun die eigene gesundheitliche Situation oder die Tatsache, daß bei der Urlaubsplanung auch ein Kleinkind mitbedacht werden muß. An dieser Stelle wäre eine Gelegenheit gewesen, die Studie von Schulze nicht nur auf Chemnitz zu übertragen, sondern sie theoretisch weiterzuentwickeln. Dazu hätte es freilich der Ausarbeitung eines handlungstheoretischen Modells bedurft, das alltagsästhetische Entscheidungen unter Berücksichtigung der kulturellen Präferenzen wie der jeweiligen Handlungsrestriktionen der Personen erklärt.

Die Ergebnisse der vorhergehenden Kapitel können dann von *Lechner* auch noch durch Heranziehung von qualitativen Interviews erhärtet werden. Auf der Basis von 27 durchgeführten Gesprächen hat er zwölf Fälle ausgewählt und systematisch rekonstruiert. Damit kann er die quantitativen Analysen in einleuchtender Weise durch narrative Fallstudien ergänzen, die dem Leser einen anschaulichen Einblick in die Lebenswelt der verschiedenen Milieus erlauben.

Lechners Studie ist trotz ihrer Beschränkungen ein interessanter Versuch, das in Westdeutschland entwickelte Modell der Erlebnissgesellschaft

auf eine ostdeutsche Stadt zu übertragen. Er arbeitet sehr differenziert die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Nürnberg und Chemnitz heraus. Interessant wäre vor allem eine stärker sozial- und kulturgeschichtliche Weiterführung der Arbeit, die dieses Muster von Ähnlichkeiten und Unterschieden historisch erklären könnte. Insgesamt bleibt aber eine gewisse Enttäuschung, da der Autor kaum über die theoretischen Konzepte bei Schulze hinausgegangen ist, sondern es bei der bloßen Replikation von dessen Studie belassen hat.

Jörg Rössel

Dieter Boris, Metropolen und Peripherie im Zeitalter der Globalisierung, VSA-Verlag Hamburg 2002, S. 213.

In den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde die Entwicklungstheorie geboren. Die auf diesem Gebiet arbeitenden Wirtschaftswissenschaftler versuchten zu erklären, warum es trotz ihrer inzwischen jahrzehntelanger Einbindung in die Weltwirtschaft den Staaten Asiens, Lateinamerikas und Afrikas nicht gelungen war, zu den Ländern Westeuropas und Nordamerikas aufzuschließen. Die Entwicklungstheoretiker kamen zu der Erkenntnis, daß die Einbeziehung in den Weltmarkt nicht zur ökonomischen Angleichung zwischen den alten entwickelten Regionen (Metropolen) und den später von ihnen in die Weltwirtschaft einbezogenen Regionen führen kann. Die speziell für Lateinamerika entwickelte Dependenciatheorie war eine Variante dieser neuen Lehren. Kategorien wie „Metropolen-Peripherie-Asymmetrie“ oder „einseitiger Ressourcentransfer“ gehörten zum Begriffsarsenal der Entwicklungstheo-

retiker, die bei Erklärungen nicht stehen blieben, sondern Vorschläge entwickelten, die vielfach von den Regierungen der Dritte-Welt-Länder auch angewandt wurden – jahrelang sogar beträchtlichem Erfolg.

Doch damit war es spätestens in den 80er Jahren, das unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten u. a. „Lateinamerikas verlorenes Jahrzehnt“ wurde, vorbei. Der Neoliberalismus, als Thatcherismus und Reaganomics zunächst in den Metropolen entwickelt und angewandt, wurde weltweit zur herrschenden ökonomischen Theorie. Metropolen und Peripherie gab es in seinem Wortschatz nicht mehr. An der Peripherie blieben gemäß der neuen Lehre nur Länder, die sich geweigert hatten, sich dem Markt zu öffnen. An der ökonomischen Effizienz und dem Wohlstand der Metropolen könnte jeder teilhaben, der sich der Globalisierung nicht verschloß.

Zu Beginn des 21. Jhs zeigte sich, daß die neoliberalen Verheißungen an den wirtschaftlichen und sozialen Unterschieden zwischen den Regionen grundsätzlich nichts geändert hatten, daß sich die bereits krassen Unterschiede zwischen armen und reichen Ländern weiter verschärften, obwohl sich nunmehr fast alle Entwicklungsländern – arg verschuldet unter die Obhut der Berater des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank geraten – entweder freiwillig oder per Auflage der neuen Wirtschaftstheorie, die Ende der 80er Jahre im „Konsens von Washington“ ihre wirtschaftspolitische Kodifizierung fand und die einheitlich für die gesamte Welt gelten sollte, huldigten. Angesichts der Defizite des Neoliberalismus kam es wieder „in Mode“, die Begriff und das Erkenntnisinstrumentarium von einst zur Erklärung der Folgen der Globalisierung heute heranzuziehen.